

Carsten Rauch

Die Theorie des Demokratischen Friedens

Grenzen und Perspektiven

Studien der Hessischen Stiftung
Friedens- und Konfliktforschung

campus

Die Theorie des Demokratischen Friedens

Studien der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung

In den Studien werden, neben grundlegenden Ergebnissen aus dem Institut, Beiträge zum friedens- und sicherheitspolitischen Diskurs sowie Begleitpublikationen zu den wissenschaftlichen Tagungen der HSFK veröffentlicht. Die Studien unterliegen einem externen Gutachterverfahren.

Band 49

Carsten Rauch ist Diplom-Politikwissenschaftler und studierte an der Universität Frankfurt am Main.

Carsten Rauch

Die Theorie des Demokratischen Friedens

Grenzen und Perspektiven

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-593-37877-9

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2005 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Druck und Bindung: BoD, Norderstedt

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

Inhalt

- Vorwort 8
- 1. Einleitung 11
 - 1.1 Forschungsstand und Ziel der Arbeit 13
 - 1.2 Aufbau der Arbeit 17
- 2. Der Demokratische Frieden 19
 - 2.1 Der empirische Doppelbefund 22
 - 2.2 Die Variablen 24
- 3. Die Erklärungsansätze 29
 - 3.1 Strukturell-institutionalistische Ansätze –
 monadische Argumentation 31
 - 3.2 Strukturell-institutionalistische Ansätze –
 dyadische Argumentation 34
 - 3.3 Normativ-kulturelle Ansätze –
 monadische Argumentation 37
 - 3.4 Normativ-kulturelle Ansätze –
 dyadische Argumentation 39
- 4. Der demokratische Frieden in der Diskussion 41
 - 4.1 Statistische und methodische Kritik 41
 - 4.2 Moralische Kritik 47
 - 4.3 Kritik an den Erklärungsansätzen 49

4.4 Antinomien.....	53
4.5 Kritik der Kritik.....	55
5. Der Amerikanische Bürgerkrieg als Puzzle für den demokratischen Frieden?.....	63
5.1 Die Demokratie-Frage.....	64
5.1.1 Quantitative Betrachtung.....	66
5.1.2 Qualitative Betrachtung.....	69
5.1.2.1 Die südlichen Bundesstaaten vor und während der Sezession.....	73
5.1.2.2 Die Konföderierten Staaten von Amerika.....	84
5.1.2.3 Die andere Seite des Südens.....	95
5.1.3 Fazit: Der Süden als Demokratie?.....	97
5.2 Der Bürgerkrieg als zwischenstaatlicher Krieg?.....	99
5.3 Bisherige Rezeption des Amerikanischen Bürgerkriegs in der DF-Literatur.....	107
6. Die Fallstudie Teil 1: Die klassischen DF-Ansätze.....	111
6.1 Channels: Die Ausgangssituation.....	113
6.2 Trigger: Die entscheidenden Monate.....	119
6.3 Targets: Die Kriegsziele der beiden Konfliktparteien.....	132
6.4 DF-Faktoren im weiteren Verlauf des Krieges.....	136
6.5 Der demokratische Frieden und der Amerikanische Bürgerkrieg: Erstes Fazit.....	141
7. »Bringing Perception In«: Wahrnehmung und der demokratische Frieden.....	146
8. Die Fallstudie Teil 2: Der perceptions-informierte Ansatz.....	156
8.1 Die Perzeption des Nordens.....	159
8.2 Die Perzeption des Südens.....	169

8.3 Der demokratische Frieden und der Amerikanische Bürgerkrieg: Zweites Fazit	175
9. Quo Vadis, DF? Bilanz und Ausblick	181
9.1 Theoretische Implikationen.....	181
9.2 Praxeologische Implikationen.....	187
Zeittafel.....	203
Literaturverzeichnis	206
Tabellenverzeichnis	222
Abbildungsverzeichnis	223
Register	224

Vorwort

Das Thema *Demokratischer Frieden* hat mich bereits frühzeitig während meines Studiums gepackt und nie mehr richtig losgelassen. Dabei hab ich in verschiedenen Seminaren mehrere Arbeiten zur Theorie des demokratischen Friedens verfasst und zwar sowohl solche, welche die positiven Seiten des DF unterstrichen, als auch solche, die heftig mit ihm ins Gericht gingen. So kam es nicht unbedingt überraschend, dass ich mich auch in meiner Diplomarbeit – die hier in überarbeiteter und erweiterter Form vorliegt – mit diesem Thema beschäftigen würde. Meine eigene Position zum demokratischen Frieden habe ich dabei bereits mehrfach nejustiert und selbst heute kann ich nicht eindeutig sagen, ob ich mich eher in die Phalanx der DF-Vertreter oder der DF-Kritiker einreihen würde. Deshalb möchte ich diesbezüglich auf einen Satz von Steven Weinberg verweisen: »The most important thing (...) is not the decision that a theory is true, but the decision that it is worth taking seriously«.¹ Ich bin mir sicher, dass der demokratische Frieden – so oder so – ein sehr wichtiges Thema ist, das es verdient ernst genommen und weiterhin erforscht zu werden.

An dieser Stelle möchte ich all jenen Danken, die zum Gelingen meines Studiums und zum Erfolg meiner hier nun in Buchform vorliegenden Diplomarbeit beigetragen haben: Fachlicherseits gilt mein Dank vor allem meinen beiden Gutachter Prof. Dr. Harald Müller und Prof. Dr. Gunther Hellmann, die mir stets mit Rat und Tat beiseite gestanden haben. Als besonderer Glücksfall hat sich darüberhinaus das Forschungsprogramm »Antinomien des demokratischen Friedens« der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK) erwiesen, in dessen Zusammenhang die Arbeit verfasst wurde und das es möglich machte, dass diese überarbeitete Version nun in der Reihe »Schriften der HSFK« erscheinen kann. Bedanken möchte ich mich auch bei Johannes Ladwig, Sebastian Enskat, Karim Stiebing und Eva-Maria Ebenhöf, die mir in verschiedenen Stadien wertvolle Hinweise gegeben haben, von denen die Arbeit in vielfacher Hinsicht profitiert hat.

1 Zitiert nach Waltz (1997: 916).

Ein ganz besonderer Dank gebührt meinen Großeltern Hilde Rauch sowie Konrad und Else Krebs, die mir durch ihre finanzielle Hilfe ermöglicht haben, mein Studium in meinem eigenen Tempo und ohne äußere Zwänge zu absolvieren. Ebenso wichtig war mir die Unterstützung meiner Eltern, Walter und Doris Rauch, auch ihnen danke ich von ganzem Herzen. Am wichtigsten aber war und ist für mich der Beistand meiner Freundin Nina Mösinger, die in der Zeit der Entstehung meiner Diplomarbeit und darauffolgend dieses Buches viel unter meinen Launen und meinem Zeitmangel zu leiden hatte. Ihr verspreche ich, ihr von nun an wieder mehr von meiner Zeit zu widmen.

Carsten Rauch, Gelnhausen, August 2005

»Sir, disguise the fact as you will, there is an enmity between the northern and southern people that is deep and enduring, and you never can eradicate it – never! Look at the spectacle exhibited on this floor. How is it? There are the Republican northern Senators upon that side. Here are the southern Senators on this side. How much social intercourse is there between us? You sit upon your side, silent and gloomy; we sit upon ours with knit brows and portentous scowls. Yesterday I observed, that there was not a solitary man on that side of the Chamber came over here even to extend the civilities and courtesies of life; nor did any of us go over there. Here are two hostile bodies on this floor; and it is but a type of the feeling that exists between the two sections. We are enemies as much as if we were hostile States. I believe that the northern people hate the South worse than ever the English people hated France; and I can tell my brethren over there that there is no love lost upon the part of the South.«

- Ansprache eines Senators aus Georgia im Dezember 1860 -

1. Einleitung

Wir befinden uns im Jahre 1990 nach Christus. Die ganze Welt ist von den Prinzipien der Realpolitik besetzt. Die ganze Welt? Nein! Eine (nicht mehr ganz so) kleine von demokratischen Staaten bevölkerte Zone hört nicht auf, den Eindringlingen Widerstand zu leisten. Und das Leben ist nicht leicht für die realistischen Legionäre, die als Besatzung in den befestigten Lagern Unipolarum, Sicherheitsdilemmium, Relativegewinnproblematikum und Selbsthelpsystem liegen...

So ähnlich könnte ein Band von Rene Goscinny's kleinem gallischen Helden mit dem Titel »Astérix und der demokratische Frieden« beginnen. Heute im Jahr 2004 sieht es dagegen etwas anders aus.² Das friedliche Ende des kalten Krieges hat die realistische Schule erschüttert und nach der »third wave of democratization«³ ist die Zone der Demokratien größer als je zuvor. »(D)emocracies constitute for the first time in history a majority of states in the international system.«⁴ Doch warum ist das von Bedeutung? Was heißt das für die Zukunft der internationalen Beziehungen? Vertreter unterschiedlicher IB-Theorien oder -Traditionen würden darauf verschiedene Antworten geben. Ein Realist würde auf diese Fragen antworten: »Gar nichts!«. Schließlich ist internationale Politik für diese Schule nichts anderes als »the same damn things over and over again: war, great power security and economic competitions, the rise and fall of great powers, and the formation and dissolution of alliances.« Das Regierungssystem der verschiedenen Akteure spielt bei dieser Sichtweise

2 Fast müsste man vermuten, dass das wohl bekannte kleine Dorf heute von Vertretern der Realpolitik bevölkert ist und von den Lagern »Liberalum«, »Konstruktivismum«, »Institutionalismus« und »Postmodernum« umgeben wird.

3 Huntington (1991).

4 Chan (1997: 59). Siehe auch Zakaria (2004: 13): »In 1900 not a single country had what we would today consider a democracy: a government created by elections in which every adult citizen could vote. Today 119 do, comprising 62 percent of all countries in the world.« Anders Schmidt (2000: 417): »Die entwickelte Demokratie ist zwar kein Luxusartikel nur für reiche Länder, aber doch ein Gut, an dessen Herstellung und Konsum selbst im ausgehenden 20. Jahrhundert nur eine Minderheit der Menschheit beteiligt ist. Die Mehrheit lebt in nicht-demokratischen oder bestenfalls halbdemokratischen Verhältnissen.«

keine Rolle⁵, denn »international political behaviour is characterized by continuity, regularity, and repetition because states are constrained by the international system's unchanging (and probably unchangeable) structure«.⁶ Oder, wie Raymond Aron es ausdrückt: »(L)es relations interétatiques (...) se déroulent à l'ombre de la guerre«.⁷

Deutlich anders sieht die Antwort aus, bedient man sich eines anderen »Netzes« – so eine bekannte Metapher Karl Poppers⁸ –, einer anderen Großtheorie der internationalen Beziehungen, des Liberalismus. Der Einfluss der Anarchie des internationalen Systems wird von Vertretern der liberalen Schule zwar nicht geleugnet⁹, aber um Faktoren aus dem zweiten Bild der Welt¹⁰ – dem Inneren der Staaten – ergänzt und von diesen teilweise überlagert.¹¹ Verschiedene Stränge des Liberalismus thematisieren dabei unterschiedliche Facetten, die sich aus dieser Analyseebene ergeben. Jürgen Wilzewski unterscheidet zwischen republikanischem, ökonomischem und soziologischem Liberalismus.¹² In dieser Arbeit steht der demokratische Frieden (im Folgenden auch kurz: DF) bzw. die Theorie des demokratischen Friedens im Mittelpunkt, die sich aus dem republikanischen Liberalismus entwickelt hat.

5 Und kann auch keine Rolle spielen, solange der Neorealismus sich als rein systemische Theorie versteht, die auf dem dritten Bild der Welt verharrt. Vgl. Waltz (1954). Explizit dazu, dass der Neorealismus keine Theorie der Aussenpolitik ist, äussert sich Waltz (1996: 1f).

6 Layne (1996: 157–201 u. 162/163). Diese Struktur des internationalen Systems wiederum besteht für Realisten aus dem Ordnungsprinzip, welches in unserem Fall die Anarchie (im Gegensatz zur hierarchischen Ordnung innerhalb der einzelnen Staaten) ist; den Akteuren, also den Nationalstaaten, die als funktional gleiche »unitary actors« gedacht werden, und schließlich der Machtverteilung, der »distribution of relative capabilities«, unter den Akteuren. Vgl. Waltz (1989: 42); Grieco (1997: 164); Waltz (1979: 97ff u. 131).

7 Aron (1962: 18) zit. nach Hasenclever/Wagner (2004: 466).

8 Vgl. Popper (1966: 31).

9 Vgl. Czempiel (1999: 81f).

10 Vgl. Waltz (1954: 80–124).

11 Vgl. Czempiel (1999: 85ff).

12 Vgl. Wilzewski (1999: 61). Republikanischer Liberalismus bezieht sich auf die Staatsform und postuliert unterschiedliches Außenverhalten von Demokratien und Autokratien, ökonomischer Liberalismus auf die Folgen von Interdependenz und Freihandel und soziologischer Liberalismus auf die Wirkung von transnationalen Beziehungen und internationalen Organisationen. Vgl. auch Moravcsik (1997: 513–533).

1.1 Forschungsstand und Ziel der Arbeit

Die Grundaussage der Theorie des demokratischen Friedens, so wie sie von Kant und seinen Erben verstanden wird, lässt sich in einem Pfeildiagramm so darstellen¹³:

Demokratie → Frieden

Zwischen Demokratien, so sagt die Theorie, herrscht Frieden – mindestens aber die Abwesenheit von Krieg. Und tatsächlich scheint die Empirie ein friedlicheres Zusammenleben in Zonen von Demokratien zu zeigen. Kriege treten dort nicht mehr auf, sind sogar nahezu undenkbar geworden.¹⁴ Diese Erkenntnis ist mittlerweile zu vielen politischen Entscheidungsträgern durchgedrungen und ist gewissermaßen in aller Munde: So erklärte Präsident Clinton 1994 in seiner »State of the Union«-Ansprache: »Democracies don't attack each other.« Der ehemalige US-Außenminister James Baker nimmt sogar Bezug auf die Theorie des demokratischen Friedens selbst, wenn er sagt: »A democratic peace would be a genuine peace; it would not be just the absence of war.« Selbst der gegenwärtige US-Präsident George W. Bush hat mittlerweile erkannt (oder zumindest ausgesprochen), dass der Weg zum Frieden über die Freiheit und damit die Demokratie führt. Jüngst bekannte er in seiner zweiten Amtsantrittsrede: »Die beste Hoffnung für Frieden in unserer Welt liegt in der Ausbreitung von Freiheit überall in der Welt.«¹⁵

Diese Entwicklung ist nicht nur auf die USA beschränkt; auch Altbundespräsident Herzog sieht »Demokratie als Friedensstrategie«. Ebenso äußerte sich sein Nachfolger Johannes Rau, der Demokratie als wichtigsten Baustein einer Friedensordnung ansieht: »Ich bin davon überzeugt, dass der Friede viele Bausteine braucht: An erster Stelle natürlich die Demokratie.« Und Bundeskanzler Gerhard Schröder hat ebenfalls erkannt: »Die Gefahr bewaffneter Konflikte und kriegerischer Auseinandersetzung besteht dort, wo es an Demokratie mangelt.« Im selben Tenor äußert sich auch der Präsident der Fran-

13 »A theory that cannot be arrow-diagrammed is not a theory and needs reframing to become a theory.« Van Evera (1997: 14/15, Hervorhebung im Original). Postmodernisten oder radikale KonstruktivistInnen würden diese Aussage sicher nicht unterschreiben, aber da ich weder das eine noch das andere Wissenschafts- und Theorieverständnis teile, stimme ich van Evera diesbezüglich zu.

14 So etwa in der Europäischen Union und Nordamerika. Oder aber auch, wenn man es weiter fassen will, in der gesamten OECD-Welt.

15 Frankfurter Allgemeine Zeitung (2005).

zösischen Republik. Für Jacques Chirac ist Demokratie »das sicherste Mittel, den Frieden zu garantieren.«¹⁶ Dies verspricht einen äußerst optimistischen Blick in die Zukunft. Je mehr Staaten sich demokratisieren, desto größer wird die Zone der Demokratien, die Zone des Friedens. Wenn dieser Trend nicht gestoppt wird und der Demokratisierungswelle keine »wave of autocratization« entgegenschwappt, sehen wir also rosigen Zeiten entgegen. Wie viel düsterer sind dagegen die Prognosen, die von Vertretern der realistischen Schule aufgestellt werden: Die NATO? Ein Auslaufmodell.¹⁷ Die transatlantischen Beziehungen? Von vorneherein nur ein Verhältnis auf Zeit.¹⁸ Deutschland und Japan? Auf dem Weg zum Großmachtstatus und demnächst atomar bewaffnet.¹⁹ Die internationalen Beziehungen nach dem Ende des Kalten Krieges? Wiederkehrende Mächterivalitäten oder gar ein Kampf der Kulturen.²⁰ Ein demokratischer Frieden? »(R)ealism has no place for an expectation that democracies will not fight each other.«²¹

Bei diesen sehr unterschiedlichen Zukunftsszenarien ist man geneigt zu hoffen, dass die so viel angenehmere Vision des demokratischen Friedens Realität wird. Aber letztendlich besteht der Wert einer Theorie nicht darin, wie gut sie zu gefallen vermag, sondern wie gut sie in der Lage ist, die Realität zu erklären.²² Die Idee eines wie auch immer gearteten demokratischen Friedens mag noch so sympathisch und wünschenswert erscheinen, doch wenn sie nicht empirisch und theoretisch untermauert wird, ist sie nicht viel wert.

Die Theorie(n)²³ des demokratischen Friedens wurde(n) in den letzten Jahren mit viel Zuspruch, aber auch viel Kritik bedacht. Nach zahlreichen

16 Bill Clinton zitiert nach: Owen (1996: 116); James Baker zitiert nach: Bock/Rauch (2001: 1). Zu George W. Bush vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung (2003). Zu den Bundespräsidenten vgl. Herzog (1997) und Rau (2000). Gerhard Schröder zit. nach: Schröder (1999). Jacques Chirac zit. nach Chirac (2000). Vgl. auch Henderson (2002: 2).

17 Von Kenneth Waltz stammt die Bemerkung: »NATO«s days are not numbered, but its years are.« (Waltz 1993: 76). Leicht modifiziert behält er diese Ansicht auch eine knappe Dekade später noch bei (Waltz 2000: 18ff).

18 (1)here is considerable evidence that the United States and its allies from the Cold War are »drifting apart«. This trend is most apparent in Europe (...).« Mearsheimer (2001: 391). Siehe auch Walt (1998/99).

19 »Security considerations will cause Japan and Germany to emulate the United States and acquire the full spectrum of great power capabilities, including nuclear weapons.« (Layne 1995: 162).

20 Vgl. Mearsheimer (2001), Huntington (1996).

21 Russett (1993: 24). Siehe auch Mearsheimer (1990) und Waltz (2000).

22 »Success in explaining (...) is the ultimate criterion of good theory.« Waltz (1997: 916). Siehe auch Zakaria (1998: 31): »(G)ood theory explains how the world works, not how it should work.«

23 Einige Forscher reden heute aufgrund der zahlreichen Verzweigungen der verschiedenen Erklärungsansätze nicht mehr von der Theorie, sondern den Theorien des demokratischen

»Scharmützeln« zu Beginn des Forschungsprozesses stimmen mittlerweile fast alle Befürworter und Kritiker darin überein, dass sich nur sehr wenige²⁴ militärische Konflikte zwischen Demokratien finden lassen.²⁵ Der prinzipielle Dissens besteht heute vor allem darin zu erklären, warum dem so ist. Was liegt zwischen der unabhängigen Variablen Demokratie und der abhängigen Variablen Frieden? Welche intervenierenden Einflüsse spielen eine Rolle? Letztlich: Wie *erklärt* die Theorie das eingetretene Ergebnis?²⁶ Manche Forscher sehen die Strukturen und Institutionen innerhalb demokratischer Staaten als entscheidenden Faktor, andere begründen den demokratischen Frieden eher normativ und mit demokratischen politischen Kulturen.²⁷ Dies sind die beiden »klassischen« Erklärungsansätze des demokratischen Friedens. Sie existieren in monadischen und dyadischen Varianten und beanspruchen die Kausalmechanismen, die hinter dem Phänomen des demokratischen Friedens stecken, identifizieren und erklären zu können. Diese Modelle haben schon einiges an Licht in das dunkle »Warum« des demokratischen Friedens gebracht, sind aber nach wie vor mit einigen Mängeln behaftet.²⁸ Viel versprechend, was die Beseitigung dieser Schwachstellen angeht, erscheinen Ansätze, welche die Lösung in der stärkeren Einbeziehung von Perzeptionen sehen, gleichzeitig aber die Fundamente der »klassischen« Modelle beibehalten.²⁹

Doch wie wirken all diese Faktoren, mit denen der demokratische Frieden erklärt werden soll, konkret? Bei der Auflösung diese Frage helfen quantitative, statistische Methoden nicht mehr viel weiter. Denn auch wenn es immer noch einige Kritiker gibt, die selbst den Befund in Frage stellen³⁰, so ist dieser doch

Friedens. Vgl. etwa Müller (2002: 46ff). Andere wiederum weigern sich, dem demokratischen Frieden überhaupt das Prädikat »Theorie« zu verleihen und bezeichnen ihn allenfalls als These oder gar Behauptung. Vgl. Waltz (2000: 7) und Layne (1996: 157, Fußnote 1). Ich vertrete dagegen die Ansicht, dass es sich trotz vieler unterschiedlicher Faktoren, die mittlerweile in die Erklärungen einfließen, immer noch um ein zusammenhängendes Theoriegebäude handelt und bleibe daher in dieser Arbeit bei der Bezeichnung »Theorie des demokratischen Friedens«.

24 Einige Befürworter würden sagen: Gar keine.

25 Vgl. Risse-Kappen (1994a: 367–379, 367).

26 Vgl. dazu ganz allgemein auf (politikwissenschaftliche) Theorien bezogen van Evera (1997: 12–15).

27 Wieder andere, die aber ausserhalb des DF-Forschungsprogramms stehen und sich eher als Kritiker der Theorie des demokratischen Friedens sehen, verweisen auf Faktoren wie die Blockkonfrontation im kalten Krieg oder die Existenz nuklearer Waffen, die der Variablen Demokratie weitgehend exogen sind und somit auch für die Erklärung eines »kommunistischen« oder »faschistischen« Friedens herhalten könnten.

28 Vgl. 4.3 Kritik an den Erklärungsansätzen.

29 Vgl. 7. »Bringing Perception In«: Wahrnehmung und der demokratische Frieden.

30 Vgl. 4.1 Statistische und methodische Kritik.

mittlerweile sehr robust.³¹ Diese »Front« des demokratischen Friedens ist also gut befestigt, so dass weitere quantitative Arbeiten zur Untermauerung des Befundes keine Priorität haben. Das bedeutet jedoch nicht, dass es keinen Bedarf an Studien mehr gäbe, die sich mit dem demokratischen Frieden befassen. Es ist jetzt an der Zeit, mit Fallstudien zu arbeiten, um die Kausalmechanismen, die hinter dem demokratischen Frieden stehen, besser verstehen zu lernen und die Grenzen der Theorie auszuloten.³² Prinzipiell sind dabei (wenn man sich nicht für eine rein monadische Betrachtungsweise entscheidet) drei Klassen von Fällen möglich. Man kann sich die Beziehungen zwischen demokratischen Staaten anschauen, die Beziehungen zwischen nicht-demokratischen Staaten³³ und die Beziehungen von Demokratien zu Nicht-Demokratien. Und in jeder dieser Klassen kann man entweder nach friedlichen oder unfriedlichen Beziehungen Ausschau halten.

Diese Arbeit wählt als konkretes Untersuchungsobjekt, das durchleuchtet werden soll, den *Amerikanischen Bürgerkrieg*. Damit wird ein Fall untersucht, der von Kritikern immer wieder als Anomalie für die Theorie des demokratischen Friedens benannt wird, aber dafür bisher erstaunlich selten genauer daraufhin überprüft worden ist – und zwar von Kritikern und Vertretern der DF-Theorie gleichermaßen. Ich werde in dieser Arbeit zeigen, dass die klassischen Ansätze daran scheitern, den Ausbruch dieses Krieges mit den Erwartungen der Theorie des demokratischen Friedens in Einklang zu bringen. Der Amerikanische

31 Vgl. Chan (1997: 60). Dieses Ergebnis ergab sich aus den ersten beiden »Wellen« (in den späten achtziger und frühen neunziger Jahren) von modernen Arbeiten, die sich mit dem demokratischen Frieden befassen. Die erste Welle zeichnete sich dabei durch das Heranziehen von statistischen Methoden aus, die in vielfacher Form auf eine Korrelation (nicht Kausalität!) von »Demokratie« und »Frieden« schließen ließen. Diese Studien konnten aber nichts zu der wichtigen Frage »Warum existiert offenbar ein demokratischer Frieden?« beitragen. Deshalb wurden ab der zweiten Welle vermehrt Fallstudien verwendet. Vgl. Bennett/George (1998), Chan (1997: 61); Russett (1996a: 66f), Weart (1998), Ray (1995), Fendius Elmann (1997) und Layne (1996).

32 Vgl. Bennett/George (1998) und Geis, Anna, Diagnose Doppelbefund – Ursache ungeklärt? Die Kontroversen um den »demokratischen Frieden«, in: PVS (2001: 286). John Owen (1996: 120) bemerkt dazu: »(A)lthough quantitative studies provide a necessary part of our evaluation of these theories (des demokratischen Friedens/Anm. von CR) by identifying correlations, by their nature they cannot tell us the full story (...) they infer processes from statistical relationships (...) but do not examine those processes directly. Overcoming these limitations requires looking at the actual processes in historical cases, or »process tracing.«

33 Peceny und Butler (2004) etwa haben im Hinblick auf das Konfliktverhalten autoritärer Staaten herausgefunden, dass »single party regimes« weniger häufig Konflikte initiieren als andere autoritäre Regimetypen. Die Autoren sehen darin eine Unterstützung für das, von Bueno de Mesquita vertretene, spieltheoretische Erklärungsmodell des demokratischen Friedens (s.u.), weil die benötigten »winning coalitions« in Einparteienstaaten vergleichsweise größer seien als in anderen Autokratien.

Bürgerkrieg müsste somit als Ausnahmefall für den demokratischen Frieden gelten. Angesichts der »small-n world«³⁴, in der diese Theorie angesiedelt ist, wäre dies – auch wenn es sich hierbei nur um einen isolierten Fall handelt – ein schwerer Schlag. Ein perceptions-informierter Ansatz jedoch ist, wie ich zeigen werde, sehr wohl dazu in der Lage, den Amerikanischen Bürgerkrieg mit dem demokratischen Frieden zu »versöhnen«. Und das, ohne dass es nötig wäre, auf definatorische »Tricks« zurückzugreifen und ohne den Kern der Theorie aufzugeben. Ziel dieser Arbeit ist es somit zum einen, einen allgemeinen »state of the art«-Überblick über die Theorie des demokratischen Friedens zu liefern und zum anderen, ganz konkret am Beispiel des Amerikanischen Bürgerkriegs die Grenzen der klassischen Erklärungsansätze aufzuzeigen und gleichzeitig die Chancen und Perspektiven deutlich zu machen, die sich durch die Einbeziehung des Faktors Wahrnehmung als Voraussetzung für das Wirken sämtlicher DF-Ansätze ergeben, welche die sich dadurch ergebende Preisgabe der Schlantheit der Theorie meiner Ansicht nach wert sind.

1.2 Aufbau der Arbeit

Stephen van Evera schreibt, dass es für einen Theorietest unumgänglich sei, die Theorie, um die es geht, zunächst einmal so klar umrissen (»clearly framed«) wie möglich darzustellen.³⁵ Dieser Aufgabe widmen sich die ersten vier Kapitel der Arbeit. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der »modernen« Theorie des demokratischen Friedens. In einem ersten Schritt wird ein Blick auf die Empirie und damit den so genannten empirischen Doppelbefund geworfen. Als nächstes werden die Variablen definiert bzw. die Definitionsweise der führenden DF-Theoretiker nachvollzogen; denn sowohl Demokratie als auch Frieden (bzw. Krieg) sind nicht a priori eindeutig definierbar, sondern müssen erst operationalisiert werden. Nachdem dies geklärt ist, werden die beiden »klassischen« Erklärungsansätze vorgestellt. Diese greifen auf der einen Seite demokratische Strukturen und Institutionen, auf der anderen Seite Normen und Kulturen auf und bestehen jeweils in monadischer und dyadischer Variation. Bevor jedoch nach dieser Darstellung der Theorie des demokratischen Friedens die Fallstudie folgt, soll auch die Kritik diskutiert werden. In Kapitel 4 gehe ich daher auf verschiedene Kritikpunkte am Konzept des DF sowie auf Antinomien des demokratischen Friedens ein. Danach folgt der erste

34 Layne (1996: 192f).

35 Vgl. van Evera (1997: 33).

empirische Blick auf das Fallbeispiel des Amerikanischen Bürgerkriegs. Zunächst werden hier die Kriterien der Fallauswahl dargelegt und es wird argumentiert, warum – anders als einige Vertreter des demokratischen Friedens behaupten – der Amerikanische Bürgerkrieg durchaus als Krieg zwischen Demokratien und somit als (vermeintliche) Ausnahme vom demokratischen Frieden gesehen werden kann. Sodann beginnt der erste Teil der Fallstudie. In ihr wird zunächst mit der Methode des »process tracing«³⁶ und dem Strukturierungsvorschlag David Desslers³⁷ der Weg zum Krieg nachgezeichnet und überprüft, warum und in welchen Situationen die Faktoren offenbar nicht gewirkt haben, die laut den klassischen Erklärungsmustern der Theorie des demokratischen Friedens Kriege zwischen Demokratien zu verhindern wissen. Es folgt in Kapitel 7 die Diskussion eines jüngeren perceptions-informierten – in der Literatur zuweilen sozial-konstruktivistisch genannten – Erklärungsansatzes, der einige Schwächen der klassischen Erklärungsmodelle zu beseitigen weiß.³⁸ Danach wird auch dieser Ansatz am Beispiel des Amerikanischen Bürgerkriegs im zweiten Teil der Fallstudie auf die Probe gestellt, indem untersucht wird, inwieweit sich Nord- und Südstaaten (bzw. Nord- und Südstaatler) gegenseitig als Demokratien (bzw. Demokraten) wahrgenommen haben oder eben nicht, was die angebliche Anomalie des Bürgerkriegs im Hinblick auf den demokratischen Frieden erklären könnte. In einem Abschlusskapitel schließlich wird dann der weite Bogen zur Gegenwart geschlagen und diskutiert, welche Implikationen die Ergebnisse der Fallstudie für die internationalen Beziehungen im Allgemeinen und die Theorie des demokratischen Friedens im Besonderen haben.

36 Vgl. van Evera (1997: 64–67).

37 Dessler (1994).

38 Ich selbst vermeide absichtlich, die Bezeichnung sozial-konstruktivistisch zu verwenden, da ich den vorgestellten Ansatz etwas anders akzentuiere und besonders stark – daher meine Bezeichnung »perceptions-informierter Ansatz« – die Rolle des Faktors (Fehl-)Wahrnehmung betone.

2. Der demokratische Frieden

Über das Verhältnis von innerer Verfasstheit von Staaten und ihrem Außenverhalten wurde schon weit vor Kant, der gemeinhin als der Vater des »demokratischen Friedens« angesehen wird, nachgedacht. Schon Thukydides, den die Realisten gerne als *ihren* Stammvater reklamieren, beschreibt in seinem Werk »Der Peloponnesische Krieg« nicht nur den Melier Dialog³⁹, sondern legt ebenso nahe, dass die Frage »Demokratie« oder »Oligarchie« für die Athener im Speziellen und die Griechen im Allgemeinen im Hinblick auf Allianz- und Kriegsentscheidungen von großer Bedeutung war.

»Again and again Thucydides tells us how, in a city or a colony, the demos sided with Athens and the oligarchs with Sparta (...) States' pro-Athenian or pro-Spartan orientations were determined at least as much by whether the *demos* controlled the state as by abstract balance of power constraints.«⁴⁰

Später stellten auch Jean Jacques Rousseau und der Abbé St. Pierre wichtige Überlegungen zu diesem Thema an⁴¹, ebenso wie der oft als »Machiavellist« missverständene Machiavelli.⁴²

Der immer noch einflussreichste Klassiker auf diesem Gebiet ist jedoch der Königsberger Philosoph Immanuel Kant. Mit seiner Schrift »Zum ewigen Frieden«⁴³ legte er ein Werk vor, das nach wie vor sehr viele Arbeiten zum demokratischen Frieden inspiriert und informiert. Dort entwickelt Kant drei

39 Im sogenannten »Melier Dialog« forderten die Athener die Bewohner von Melos auf, an ihrer Seite in den Kampf gegen Sparta einzutreten, gegen welches Athen bereits seit 14 Jahren Krieg führte. Die Melier weigerten sich und pochten auf ihre Neutralität. Athen dagegen betrieb sich auf seine überlegene Macht und drohte Melos zu zerstören. Die Melier weigerten sich weiterhin und schließlich zerstörte Athen die Stadt und setzte damit auf das Recht des Stärkeren. Vgl. Thukydides (1993: Buch 5 § 84–112).

40 Russett/Antholis (1992: 428, Hervorhebung im Original). Vgl. auch das Kapitel zum Frieden im antiken Griechenland bei Weart (1998: 24–38).

41 Vgl. Geis (2001: 282).

42 Vgl. Czempiel (1986: 117).

43 Kant (1984).

Definitivartikel⁴⁴, die – wenn verwirklicht – dafür sorgen sollen, dass »der ewige Friede (...) beständig näher kommt.«⁴⁵

Der erste Definitivartikel lautet: »Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein.«⁴⁶ Kants Republikbegriff ist dabei mit heutigen liberal-demokratischen Demokratieverständnissen kompatibel, auch wenn Kant selbst sich gegen die Demokratie wandte, die er als despotisch einschätzte.⁴⁷ Die republikanische Verfassung, die den Bürgern ein Mitspracherecht in allen wichtigen Fragen (also auch und besonders beim Thema Krieg) einräumt, sorgt dafür, dass die Bürger aus rationalen Kosten-/Nutzen-Abwägungen auf Krieg als Mittel der Außenpolitik weit gehend⁴⁸ verzichten.⁴⁹

Im zweiten Definitivartikel heißt es: »Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein.«⁵⁰ Dieser *foedus pacificum* (Friedensbund) wird sich, laut Kant, allmählich zwischen allen liberalen Republiken entwickeln. Im Gegensatz zum analytischen ersten Definitivartikel ist dieser zweite eher normativ zu verstehen.⁵¹ Kant geht davon aus, dass eine starke Republik andere durch ihr Vorbild dazu ermuntert, sich ebenso eine solche Verfassung zu geben. Der *foedus pacificum* ist weder ein reiner Friedensvertrag (zur Beendigung eines Krieges) noch ein Weltstaat, sondern eher eine internationale Organisation wie der Völkerbund oder die Vereinten Nationen, wenngleich weniger stark formalisiert und nur von Demokratien bevölkert.⁵² Der dritte Definitivartikel schließlich (»(d)as Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein«⁵³) ist für die Theorie des demokratischen Friedens von geringerer Bedeutung als die ersten beiden.⁵⁴

44 Czempiel macht darauf aufmerksam, dass auch drei der sechs weniger beachteten Präliminarartikel auf das Herrschaftssystem abzielen. Vgl. Czempiel (1996: 96).

45 Kant (1984: 56)

46 Ebd. (10).

47 Vgl. Czempiel (1996: 80); Russett (1996a: 59). Eine gegensätzliche Sichtweise vertritt Franke (1995).

48 Verteidigungskriege etwa sind nach Kant immer noch möglich. Vgl. Kant (1984: 30f).

49 Kant (1984: 12–15). Ernst-Otto Czempiel (1996: 80) bemerkt dazu: »Die gesellschaftliche und herrschaftliche Friedensursache steht in diesem Ersten Definitivartikel.«

50 Kant (1984: 16).

51 Vgl. Czempiel (1996: 80 u. 95).

52 Vgl. Doyle (1996a: 22).

53 Kant (1984: 21).

54 Hier thematisiert Kant Besuchs- und Freihandelsrechte, die sich nicht nur in Demokratien finden lassen. Vgl. Kant (1984: 21) und Doyle (1996a: 23). In letzter Zeit haben Arbeiten, die sich mit der Kantschen Triade, also allen drei Artikeln, beschäftigen, an Zulauf gewonnen – aber auch solche, die sich mit den ambivalenten Effekten beschäftigen, die sich nicht so einfach in das Bild eines »virtuous circle« einfügen lassen. Vgl. etwa Russett/Oneal (2001), Dembinski et al. (2004).

Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert war die Zahl der Demokratien auf der Welt jedoch so gering, dass sich »Kants Theorem« nicht wirklich beweisen konnte. Dennoch ging seine Argumentation nicht verloren. Das Motto der Internationalen Friedens- und Freiheitsliga war 1885: »Si vis pacem, para libertatem et iustitiam.«⁵⁵ Und im ersten Weltkrieg zogen die USA unter Woodrow Wilson aus, um die Welt sicher für die Demokratie zu machen.⁵⁶ Mit dem Scheitern des Völkerbunds, dem zweiten Weltkrieg und dem beginnenden Kalten Krieg jedoch verloren optimistisch-idealistische Ansätze, in deren Tradition auch Kant steht, an Bedeutung und die eher pessimistische realistische Schule dominierte vor allem in den Vereinigten Staaten jahrzehntelang die politikwissenschaftliche Disziplin der Internationalen Beziehungen.⁵⁷

1964 und 1972 machte der Kriminologe Dean Babst in zwei Artikeln auf sich aufmerksam, in denen er feststellte, dass es in der Neuzeit keine Kriege zwischen Demokratien gab.⁵⁸ Viel Zustimmung erntete er damit allerdings nicht, eher noch zog er Kritik auf sich, etwa von David Singer und Melvin Small, die darauf beharrten, dass sich demokratische Staaten nicht friedfertiger verhielten als andere Regimetypen.⁵⁹ Den »Durchbruch« in der modernen IB-Forschung schaffte die Theorie des demokratischen Friedens erst mit den Arbeiten von Michael Doyle Anfang der achtziger Jahre.⁶⁰ Seitdem haben sich vor allem Forscher, die aus der liberalen Schule der internationalen Beziehungen stammen, Kants Erbschaft angenommen; zudem hat die DF-Theorie

55 Vgl. Hansschmidt (1977: 88). Die Übersetzung zu dem Zitat lautet ungefähr »Wenn Du den Frieden willst, rüste dich für Freiheit und Gerechtigkeit« und steht damit im Gegensatz zu dem aus der Zeit des römischen Reiches bekannteren »Sic vis pacem, para bellum« (Wenn Du den Frieden willst, rüste dich für den Krieg).

56. Wilsons genaue Worte waren: »The world must be made safe for democracy. Its peace must be planted upon the tested foundations of political liberty.« Wilson (1917: 6). Auch in seinen berühmten 16 Punkten machte der damalige US-Präsident Anleihen bei Kant, indem er beispielsweise die Abschaffung der Geheimdiplomatie und das Selbstbestimmungsrecht der Völker forderte. Vgl. Russet/Oneal (2001: 30).

57 Vgl. Jacobs (2003: 37ff); Schörnig (2003: 61f). Dieses Paradigma, besonders in der neorealistischen Variante vertreten von Kenneth N. Waltz, hält die innere Verfasstheit von Staaten für wenig bedeutsam, wenn es darum geht, das Außenverhalten bzw. internationale Politik zu erklären. Vgl. dazu neben Waltz Morgenthau (1993), Mearsheimer (1990) und Layne (1995). Neoklassische Realisten wie Randall Schweller, Thomas J. Christensen und Fareed Zakaria betrachten allerdings in den letzten Jahren auch vermehrt innerstaatliche Faktoren. Vgl. Schweller (2002); Christensen (1996) und Zakaria (1998).

58 Babst (1964) und (1972).

59 Vgl. Small/Singer (1976).

60 Nachgedruckt in Doyle (1996a). In Deutschland hat sich insbesondere Ernst Otto Czempiel schon früh um das Thema »Demokratischer Frieden« verdient gemacht. Vgl. Czempiel (1981: 213ff und 1986).

mittlerweile aber auch Anleihen aus anderen Großtheorien übernommen⁶¹ und kann heute als eigenständiges Forschungsprogramm gelten.

Dieses und das nächste Kapitel widmen sich den aktuellen Versionen bzw. Erklärungsansätzen der DF-Theorie. Bevor jedoch zu den vorgebrachten Erklärungsmustern – dem Herzstück einer jeden Theorie – vorgedrungen werden kann, ist es nötig, den Blick auf zwei andere wesentliche Faktoren zu richten. Zum einen auf den so genannten empirischen Doppelbefund, den zu erklären eine glaubwürdige Theorie des demokratischen Friedens imstande sein muss; zum anderen auf die beiden beteiligten Variablen selbst: Demokratie und Frieden.

2.1 Der empirische Doppelbefund

Trotz eines sich in den letzten 20 Jahren fruchtbar entwickelnden Forschungsprogramms mussten die Theoretiker des demokratischen Friedens von Beginn an mit einer »spannungsreichen Empirie«⁶² zurechtkommen, die eine gewisse Hypothek barg.⁶³

Schon die ersten Repliken auf Babsts Erkenntnis thematisierten die »War-Proneess of Democratic Regimes«.⁶⁴ Während es keinen einzigen allgemein anerkannten Fall eines Krieges *zwischen* Demokratien gab/gibt⁶⁵, ist doch die häufige Kriegsbeteiligung von Demokratien als solche recht gut dokumentiert. Zeev Maoz und Nasrin Abdolali haben nachgewiesen, dass Demokratien gemäß ihrem Anteil an Staaten im internationalen System ungefähr genauso häufig in Krisen und Kriege verwickelt werden wie Nicht-Demokratien; nur eben nicht untereinander.⁶⁶ Tatsächlich waren (bzw. sind) sogar die vier Länder, die von 1816 bis 1980 an den meisten Kriegen beteiligt waren, allesamt

61 Vgl. Müller (2002: 52).

62 Hasenclever (2003: 207).

63 Natürlich kann auch diese spannungsreiche Empirie einer der Gründe dafür sein, warum sich das Forschungsprogramm so fruchtbar entwickelt hat. Ich danke Johannes Ladwig, der mich auf diesen Punkt aufmerksam gemacht hat.

64 Small/Singer (1976).

65 Von Kritikern wie Befürwortern des demokratischen Friedens wurden einige potentielle Ausnahmefälle genannt, jedoch hat sich bisher noch kein Konsens darüber gebildet, einen oder mehrere davon als tatsächlichen Ausnahmefall zu akzeptieren. Vgl. Russett (1996a: 74–79); Layne (1996: 191–196); Ray (1995).

66 Vgl. Maoz/Abdolali (1989: 3–35). Risse-Kappen (1996:11) bemerkt dazu:»Insgesamt führen Demokratien etwa genauso viele Kriege wie Nicht-Demokratien.«